

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Band: 24 (1941)
Heft: 5

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Glaubens auszufüllen; aber auch die rechtgläubige Kirche beansprucht die freiesten Geister für ihre Zwecke.

Dass Lessing, Goethe und Schiller Freigeister waren, ist eine bekannte Tatsache. Die «christliche Wehrkraft»*, eine Broschürenfolge zur Veredlung der Wahrheit, bringt es fertig, diese Dichter als «christliche» Dichter abzustempeln und auszugeben, indem sie in 70 bis 80 Jahre alten, immer wieder aufgewärmten Aufsätzchen behauptet, «das, was sie (diese Dichter Lessing, Goethe und Schiller) unbewusst, aus dunklem, aber göttlichem Triebe taten, das sei das Fruchtbare, das Dauerndste, das Ewige und Göttliche ihres Wirkens gewesen, denn die wahre Kunst gehe aus dem Leben des lebendigen Gottes der Offenbarung hervor» (!).

Dass beispielsweise Goethe von sich gesagt hat, er sei «decidierter Nichtchrist», dass er einen Prometheus gedichtet und einen Faust, das focht den Verfasser und Verbreiter dieser Aufsätzchen nicht an. Ja Goethes Faust wird sogar als eine christliche Dichtung darzustellen versucht in dem Buche eines Dr. Schlettösser in Berlin.

Dass auch Gottfried Keller trotz allen gegenteiligen Zeugnissen in seinen Werken und Briefen immer wieder mit einem frommen Mäntelchen bekleidet werden soll, darf umsoweniger wundernehmen, als er zu den Grossen im Reiche des Geistes gehört. Das beweisen uns die Zeugnisse grosser Gelehrter, der Schriftsteller und Literaturhistoriker Hermann Hettner, J. V. Widmann, Adolf Frey, W. Scherrer, Ermatinger, Köster, Walzel, Richard Meyer und anderer.

Hermann Hettner schrieb an Keller am 12. April 1856: «Sie haben ein klassisches Werk geschaffen! Namentlich Ihre Frau Regula und Ihre Novelle «Romeo und Julia» werden leben, solange die deutsche Zunge lebt. Glückauf, Glückauf! Berthold Auerbach teilt mit mir das Entzücken über Ihre Dichtung.»

Jos. Viktor Widmann bezeichnete Kellers Altersroman Martin Salander als das Wertvollste, was das Schweizervolk seit Schillers Tell in nationaler und erzieherischer Hinsicht besitze, und Adolf Frey nannte Gottfried Keller den grössten deutschen Erzähler und Humoristen, der die Fülle scharfer Beobachtung und unerschöpflicher Phantasie, tiefe Empfindung mit lachendem Humor verband.

Wilhelm Scherrer äusserte sich beim Erscheinen der erfindungsreichen «Zürcher Novellen»: «Wie ist es nur möglich, dass einem Menschen das alles einfällt!» Ermatinger nennt die «Sieben Legenden» eines der grössten Wunderwerke der deutschen Literatur, Köster das «Sinngedicht» den kunstvoll-

* «Christentum und Klassiker», gesammelte Aufsätze von Karl Daub, Wolfgang Menzel & Vilmar aus den Jahren 1862—69, Verlag Paul Müller, München 1929.

sten Novellenzyklus der Weltliteratur. Für Walzel bedeutet der «Grüne Heinrich» eine entscheidende Wendung in der Geschichte des deutschen Romans, ja der deutschen Literatur, und Richard Meyer erblickt in Keller den grössten Schöpfergeist, den Deutschland (d. h. das deutsche Sprachgebiet) seit Goethe besass.*

Betrachten wir also Gottfried Kellers Entwicklungsgang auf Grund der Lebensbeschreibungen Bächtolds und Ermatingers, auf Grund seiner Werke, insbesondere des Romans «Der grüne Heinrich», der Novelle «Das verlorene Lachen» und anderer Schriften und auf Grund seiner Briefe, deren 577 von Ermatinger veröffentlicht wurden.

Gottfried Kellers Weltanschauung ist natürlich nicht als etwas Fertiges mit ihm auf die Welt gekommen. Wie bei jedem andern Menschen, hat sich seine Weltanschauung nach und nach bilden müssen und erst in seiner Heidelberger- und Berlinerzeit unter dem Einfluss Feuerbachs und seiner eigenen Erfahrungen ist die endgültige Form seiner Weltanschauung entstanden, eine gefestigte und abgeschlossene Ueberzeugung von dem Sinn und Zweck des Lebens als eines Diesseitslebens ohne Gott und ohne Fortsetzung in einem sogenannten Jenseits geworden. Und dieses Weltbild hat sich bei Gottfried Keller bis an sein Ende erhalten. Es hat keine Veränderung mehr erfahren, ist lediglich in der Folge noch verstärkt worden.

Aber es ist überaus interessant, wie sich Kellers Weltanschauung gebildet hat, wie er im Kampfe mit dem Leben zu einem Atheisten und Materialisten geworden ist.

Die Jugendzeit.

Gottfried Keller lebte vom 18. Juli 1819 bis 15. Juli 1890, wurde also ziemlich genau 71 Jahre alt.

Sein Vater, ein glühender Patriot, von Beruf Drechslermeister, siedelte sich 1817 nach seiner Verheiratung mit Elisabeth Scheuchzer von Glattfelden, wo er heimatberechtigt war, in Zürich an. Zuerst im Haus zum Goldenen Winkel, zuoberst links am Neumarkt, dann kurz nachher bewohnte er das Haus «Zum Greifen» am Rindermarkt bis er zu Ostern 1821 das inzwischen gekaufte benachbarte Haus «Zur Sichel», ebenfalls am Rindermarkt, bezog. Aber schon am 12. August 1824 starb der Vater Rudolf Keller erst 33jährig an der Lungenschwindsucht, als Gottfried Keller erst 5 Jahre alt war.

Von den 6 Kindern der Ehe des Vaters Keller blieben nur das zweitälteste, unser Gottfried, und die 2 Jahre jüngere

* H. Maync, Gottfried Keller, 1819—1919. Festvortrag bei der am 19. Juli 1919 von der Universität Bern veranstalteten Keller-Jubiläumsfeier.

Feuilleton.

Die Erfindung.

Von Jakob Stebler.

Was Unsinniges nicht alles erfunden wird!

Sagen diejenigen Instanzen wenigstens, die sich mit der Erfindung herumzuschlagen und ihre Verwendbarkeit auf Herz und Nieren und Rentabilität zu prüfen haben.

Der Erfinder selbst ist anderer Meinung. Jeder Erfinder weiss, dass die Welt auf das Ergebnis seiner Bemühungen gewartet hat. Auch ich.

Ich habe auch etwas erfunden. Eine weltumstürzende Sache im wahrsten Sinne des Wortes. Keine Kaffeetasse mit dem Henkel auf der linken Seite. Keine Zündholzschatel mit automatischem Windschutz. Keine wandfreie Gaststätte. Nein, ganz etwas anderes.

Eine garantiert echte Friedenspalme. Unverwüßlich, immergrün. Die auf dem steinigsten und klimatisch ungünstigsten Boden gedeiht. Die Friedenspalme sozusagen, die der Welt seit langem gefehlt hat.

Eigentlich war es keine Erfindung, denn Friedenspalmen sind bekanntlich uralte, sondern eher eine Züchtung. Die Vollkommenheit der bisherigen Gattung. Eine gewissermassen kompromisslose Friedenspalme.

Danach sehnt sich doch die ganze Welt, sagte ich mir. Un-

ging meine Erfindung verhausieren, dorthin wo ich annehmen durfte, dass man ihr Verständnis entgegenbrächte.

Erst bei einer pazifistischen Organisation. Man schmiss mich hinaus. Ich wäre verrückt.

Und dabei war ich immer der Ansicht gewesen. Frieden sei eine Sache der Gesinnung. Diese Gesinnung hatte ich mit meiner Palme verkörpern wollen. Aber man klärte mich auf. Frieden sei gegenwärtig eine Angelegenheit der Kriegsminister, in die sich unsere nicht zu mischen hätte.

Worauf ich es bei der Kirche versuchte. Mit demselben Ergebnis: Schiffbruch. Um den Frieden müsse man beten. Mit Palmen, das heisst, mit Gesinnung allein lasse er sich nicht herzaubern.

Ich ging mit meiner Erfindung zu Tausenden von Krüppeln, Witwen, Waisen, Obdachlosen; man lehnte sie höflich ab: wir glauben an keine Friedenspalmen mehr!

Und schliesslich betrat ich ein grosses, unendlich grosses Gebäude. Man schickte mich von einem Amt ins andere. Im fünf-hundertsten fand ich Gehör und Verständnis.

Dieses wurde mir von einem älteren, netten, sehr leutseligen Herrn entgegengebracht. «Zeigen Sie die Erfindung einmal her!» sagte er.

Ich reichte ihm meine Friedenspalme.

Er betrachtete sie von allen Seiten, gründlich, aber wohlwollend. «Ausgezeichnet geratenes Exemplar», anerkannte er schliesslich. «Aber so ohne weiteres kann ich Ihnen die Erfindung nicht abkaufen. Wir müssen erst damit experimentieren. Wir müssen sie

Schwester, Regula am Leben, während die 4 andern alle in frühester Jugend dahinstarben.

Früh setzte bei Gottfried Keller das kindliche Grübeln über Gott ein. Unter der Antwort der Mutter: «Gott ist ein Geist», konnte sich der kleine Gottfried nichts denken, er meinte der in der untergehenden Sonne blitzende Hahn auf dem spitzen Dachreiter der Predigerkirche, später ein bunter Tiger in einem Bilderbuche sei Gott.

«Allmählich», erzählt Keller im Grünen Heinrich, «mischte sich zwar nicht ein klares Bild, aber ein edlerer Begriff in meine Gedanken. Ich betete mein Unservater, dessen Einleitung und Abrundung mir das Einprägen leicht und das Wiederholen zu einer angenehmen Übung gemacht hatte, mit grosser Meisterschaft und vielen Variationen... Aus diesem Gebete hatte sich eine Ahnung in mir niedergeschlagen, dass Gott ein Wesen sein müsse, mit welchem sich allenfalls ein vernünftiges Wort sprechen liesse. So lebte ich in einem ungeschuldig vergnüglichen Verhältnisse mit dem höchsten Wesen... und liess Gott einen guten Mann sein.»

Mit sechs Jahren kam Gottfried als Schüler in die Armenschule zum Brunnenurm, wo er gleich am ersten Tage mit dem Lehrer zusammenstiess. Auf der Wandtafel waren grosse Buchstaben hingeschrieben, die die Kinder benennen sollten. Ein merkwürdiger Beginn des Unterrichts, wie mir scheint. Gottfried sollte das grosse P benennen. Er erklärte mit Entschiedenheit den Buchstaben für den Pumpnickel, ein Wort, das er kurz vorher gehört, ohne seinen Sinn zu kennen. Er erhielt Prügel, die er aber stumm ertrug, was ihm wieder als Verstocktheit angekreidet wurde. Er litt unter dieser Misshandlung und, statt in ein Geheul auszubrechen, rief er flehentlich in seiner Angst: «Sondern erlöse uns vor dem Bösen» und hatte dabei Gott vor Augen, von dem man ihm oft gesagt hatte, dass er den Bedrängten ein hilfreicher Vater sei.

Am Nachmittag dieses selben ersten Schultages ereignete es sich, dass der Schulmeister sich im Gesicht verletzte, als er den Kopf durch die Oeffnung in der Türe strecken wollte, um wegen eines Geräusches missbilligende Blicke in die Schulstube zu werfen. Die Oeffnung in der Türe war bisher leer gewesen, aber über Mittag war eine neue Scheibe eingesetzt worden, die der Lehrer beim Hereinstecken des Kopfes zerbrach. «Die erste Bewegung», heisst es im Grünen Heinrich, «war ein Aufjauchzen der herzlichsten Freude und erst als ich sah, dass er übel zugerichtet war und blutete, da wurde ich betreten und es ward mir klar in meiner Seele und ich verstand die Worte: Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern. So hatte ich gelernt,

zwar nicht was ein Pumpnickel sei, wohl aber, dass man in der Not einen Gott anrufen müsse, dass derselbe gerecht sei und uns zu gleicher Zeit lehre, keinen Hass und keine Rache in uns zu tragen.

«Im Verlaufe des ersten Schuljahres fand sich häufige Gelegenheit, meinen Verkehr mit Gott zu erweitern... In jeder üblen Lage rief ich Gott an und betete... um eine günstige Entscheidung, um Rettung aus der Gefahr und ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich immer entweder das Unmögliche oder das Ungerechte verlangte. Oft wurden meine Sünden übersehen; alsdann liess ich es nicht an herzlichen Dankgebeten aus dem Stegreif fehlen...

«Eines Tages wurde ich zur Strafe über die Mittagszeit in der Schule zurückgehalten und eingeschlossen, sodass ich, erst auf den Abend zu essen bekam. Das war das erste Mal, wo ich den Hunger kennen und zugleich die Ermahnungen meiner Mutter verstehen lernte, welche mir Gott vorzüglich als den Erhalter und Ernährer jeglicher Kreatur anpries und als den Schöpfer unseres schmackhaften Hausbrotes darstellte, der Bitte gemäss: Gib uns heute unser täglich Brot!...»

«Nun geschah es aber, dass in dem Masse, als ich ihn deutlicher erfasste und sein Wesen mir unentbehrlicher und erspriesslicher wurde, mein Umgang mit Gott sich verschämt zu verschleiern begann und als meine Gebete einen gewissen Sinn erhielten, mich eine wachsende Scham beschlich, sie laut herzusagen... Meine Mutter war — schlechthin gottesfürchtig. Ihr Gott war nicht der Befriediger und Erfüller einer Menge dunkler und drangvoller Herzensbedürfnisse, sondern klar und einfach der vorsorgende und erhaltende Vater, die Vorsehung. Ihr gewöhnliches Wort war: Wer Gott vergisst, den vergisst er auch. Von der inbrünstigen Gottesliebe dagegen, hörte ich sie nie reden. Desto eifriger aber hielt sie darauf, dass Gott der Ernährer und Beschützer mir immer vor Augen sei, und sie legte mit andauernder Sorge den Grund zu einem lebendigen Gottvertrauen in mich.»

In diesem rührenden Bestreben und auf das Zureden einer nichtsnutzigen Heuchlerin wollte die Mutter eines Sonntags das Tischgebet einführen. Gottfried weigerte sich beharrlich, das Gebet laut zu sprechen, was zu einer betrüblichen Spannung zwischen Mutter und Sohn führte, die die kluge Mutter aber auch unter Verzicht auf das Tischgebet wieder behob.

(Fortsetzung folgt.)

auf ihre Zuverlässigkeit erproben. Sie begreifen: So ganz aufs Geratewohl können wir... nicht wahr?»

Ich begriff. Es hiess, ich möge in fünf Tagen wiederkommen. Inzwischen hätte man die Sache den massgebenden Instanzen vorgelegt.

Fünf Tage später kam ich wieder. Mit geschwellter Brust. Der leutselige Mann hielt mir einen Check auf eine Riesensumme unter die Nase: «Wir kaufen Ihnen Ihre Erfindung ab. Schlagen Sie ein.» Der hohe Betrag hätte mich stutzig machen müssen, auch wenn mir nicht gleich Stempel und Unterschrift aufgefallen wären.

«Vereinigte Rüstungsindustrie .G. m. b. H.», stand darauf zu lesen.

Verzeihung», wandte ich ein, «ich muss hier an die falsche Adresse geraten sein. Selbstverständlich hat meine Friedenspalme nichts mit...»

«Im Gegenteil», beharrte er, «Ihre Palme ist für unsere Firma von unschätzbarem Wert.»

Ich schaute ihn mit dem dümmsten Gesicht an, dessen ich fähig bin.

«Jawohl», fuhr er unbeirrt fort, «Ihre Palme bedeutet eine Erfindung, auf die wir geradezu gewartet haben.»

«Ich sähe nicht ein, für welchen Zweck...»

«Ganz einfach», erklärte der leutselige, ältere Herr, «Ihre Friedenspalme, oder wie Sie sie zu nennen belieben, wird uns unschätzbare Dienste leisten beim Reinigen von Torpedorohren!»

Möge der Segen des Himmels — —

Korr. aus Basel. — Dem Programm und kleinen Berater für die Ausstellung «Us eigenem Bode» ist ein kurz gefasstes Begleitwort beigegeben, welches das Interesse der baselstädtischen Bevölkerung wachruft und zur Mitarbeit aller Stände und Klassen in Stadt und Land für den Mehranbau auffordert.

Das letzte Alinea dieses Begleitwortes beginnt mit den Worten: «Möge der Segen des Himmels den begeisterten Willen unseres Volkes lohnen, denn usw.» Als wir das lasen, hielten wir inne und fragten uns, wie es wohl gekommen sei, dass in der Auslassung einer Zivilbehörde eine übernatürliche Segenskraft herabgefleht werde in einem Kanton, wo Staat und Kirche getrennt sind. Bisher pflegte die Kirche über einen Himmel des Langen und Breiten zu schwatzen. Wir können uns dieses Wortgeklingel einer staatlichen Behörde nicht anders erklären, als aus dem begreiflichen Bestreben, durch einen pathetischen Schlussatz dem ganzen Appell Relief zu geben. Dieser Schlussatz ist aber eine leere Phrase.

In den streng sachlichen Aufruf einer Behörde gehören keine inhaltlosen Phrasen. Müssen wir aber die Worte als Ausdruck einer Glaubenssache des Verfassers des Begleitwortes betrachten, dann gehören sie erst recht nicht in den Text einer amtlichen Verlautbarung. Heute in einer behördlichen Vernehmlassung von einer übernatürlichen Kraft zu reden, die angeblich entscheidend ist für das Wachstum von Pflanzen und Tieren, ist unverständlich. Nicht einmal die sehr wichtige Witterung ist durch einen vom Himmel herab erlehten oder vermeintlich erteilten Segen beeinflusst. In

Passion 1941.

Vorbemerkung der Redaktion:

Unter dem vorstehenden Titel veröffentlichte Nationalrat Dr. H. K. Sonderegger in der von ihm herausgegebenen Wochenzeitung «Der Demokrat» eine Osterbetrachtung, in der er uns im Wesentlichen aus dem Herzen spricht. Wir bringen den Artikel nachstehend zum Abdruck, weil er grundverschieden ist von den salbungsvollen, bibelfesten Osterbetrachtungen, die man von andern Blättern vorgesetzt erhielt, oder von jenem Osterzauber, der mit Stentorstimme und Jubelgesang im Radio verkündet wurde, um nicht erst zu reden von der flehenden Osterbotschaft des Heiligen Vaters, die sich, rund gerechnet, zum 1941igsten Male nutzlos wiederholte. Weil Sondereggers Betrachtung ganz aus dem christlichen Rahmen fällt, darum nennt er sie «eine unchristliche Betrachtung».

Wir haben alles Verständnis für das Bedürfnis, sich in der heutigen Zeit von den Dingen dieser Welt abzuwenden und den Frieden der Seele in den tröstlichen Verheissungen des Glaubens zu suchen. Der Anlass dazu ist ja ganz besonders eindringlich; wo soll man in diesem apokalyptischen Zusammenbruch unserer ganzen Welt noch Halt und Zuversicht finden, wenn nicht in den Verheissungen des Glaubens und den Erklärungen der heiligen Bücher? In ihnen findet der Gläubige das Verständnis für das, was geschieht. Es ist ihm ein Trost, zu erkennen, dass alles so kommt, wie es geschrieben steht. Das zeigt ihm den Weg, wie er sich retten kann: er schlägt sich auf die andere Seite; er nimmt den Zusammenbruch mit Ergebung hin und klammert sich an die Verheissung, dass nach dem grossen Gericht eine neue Herrlichkeit anbrechen werde. So entzieht er sich der Auseinandersetzung mit unserer Zeitgeschichte durch eine Flucht in den Glauben.

Wir können das verstehen. Aber das hindert nicht, dass wir in dieser Flucht einen untauglichen Versuch und zudem eine moralische Feigheit erblicken. Es liegt jetzt nichts am Frieden unserer Seele und an der eigenen, inneren Beruhigung. Es ist nichts anderes als eine ganz feine Art von Selbstsucht, sich von den Dingen dieser Welt innerlich trennen und seine Ruhe und Zuversicht finden zu wollen, dass die Schrecknisse vorübergehen und wir nachher unsern Platz auf dieser Welt wieder finden werden. Wir haben nicht das Recht, uns von dem, was geschieht, zu trennen, die Verantwortung dafür abzulehnen und so zu tun, als würden die Ereignisse von aussen an uns herangetragen. Denn der apokalyptische Zusammenbruch — es ist tatsächlich ein solcher — trifft unsere Welt, unsere Ordnung. Man kann ihn rein äusserlich betrachten: als Kette von politischen und militärischen Ereignissen, welche ohne unsern Willen und unser Zutun geschehen. Aber diese oberflächliche Betrachtung ist eine Flucht vor der Wahrheit. Wir gehören zu dieser Welt, welche zusammenbricht,

einem amtlichen Erlass sollten nicht übernatürliche Wünsche zum Ausdruck gelangen und dem Volke nicht willkürliche Annahmen impliziert werden, die keiner Beweisführung standhalten.

Gerade in diesem Falle, wo Sein oder Nichtsein auf dem Spiele steht, muss dem werktätigen Volke vor Augen geführt werden, dass Illusionen gefährlich sind, und dass nur Taten der Selbstlosigkeit und der Aufopferung mit Erfolg auf altruistische Gefühle und Handlungen einzuwirken vermögen, nicht aber himmlische Worte.

Was soll der Segen des Himmels lohnen? Die Pflichterfüllung gegenüber der Allgemeinheit. Warum spricht man immer von Lohn? Bedeutet erfüllte Pflicht nicht genügend Belohnung? Reicht menschliche Kraft nicht aus, glaubt ein einigermaßen neuzeitlicher Mensch, dass vom Himmel zuschüssige Kraft geliefert werde?

Da lacht man über die katholischen Bittgänge um Regen und Sonnenschein — und die Lacher gehen hin und erleben den Segen des Himmels für das Gelingen des Mehranbaues. Wer erschöpfende soziale Tätigkeit entfalten will, darf keine Illusionen verbreiten.

Atheisten sind selten

vor allem selten im Zuchthaus. Ein Bericht aus dem bekannten amerikanischen Gefängnis Sing-Sing, datiert vom 1. Oktober 1938, der im «Daily News» veröffentlicht wurde, sagt hierüber folgendes aus:

und zwar nicht nur zufällig als Zeitgenossen, und Zuschauer, sondern als mitverantwortliche Teilnehmer, welche sich ihrer Verantwortung weder durch eine Flucht ins Jenseits noch durch eine angebliche religiöse Vertiefung ent schlagen können.

Wenn gerade unsere hohen christlichen Feiertage dazu benutzt werden, den Krieg über neue Grenzen zu tragen, wenn zur selben Zeit, da sich unsere Kinder zum feierlichen Gang in die Kirche rüsten, um in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden, der Krieg seine Schrecken über ein bisher friedliches Land ausschüttet, so ist das unendlich bedrückend und furchtbar. Man fragt sich voller Bitterkeit: muss es denn gerade der Palmsonntag sein, jener Tag, an welchem Christus als Herr des Friedens in die heilige Stadt einzog? Muss denn gerade die Osterwoche mit ihren Erinnerungen an Tod und Auferstehung dazu verwendet werden, neues, unsagbares Unglück über die Menschen zu bringen? Es sieht doch fast so aus, als wollte man, die Gefühle der ganzen Christenheit absichtlich verletzen, um zu zeigen, wie wenig das Christentum heute zu bedeuten hat. Aber ich frage: wären die Ereignisse weniger furchtbar, müssten wir an ihnen weniger leiden, wenn auf unsere Gefühle Rücksicht genommen und die christlichen Feiertage als Schontage des Krieges eingeschoben würden? Ich finde im Gegenteil: so wie in der Zerstörung der äusseren Werke unserer Ordnung, der Städte, der Dörfer, der Schiffe, ein tiefer Sinn liegt, so liegt derselbe tiefe Sinn auch in der Missachtung des christlichen Kalenders. Es soll so sein; es ist daran gar nichts auszusetzen. Eine Rücksicht auf christliche Gefühle und Stimmungen wäre in höchstem Masse unehrlich; denn sie würde nur etwas vortäuschen, was schon längst nicht mehr vorhanden ist: die Ehrfurcht vor allgemein gültigen menschlichen oder — wenn man will — göttlichen und christlichen Gesetzen. Dass diese Gesetze zum Entsetzen vieler Christen gerade in der Osterwoche mit einer vollkommenen Unbedenklichkeit verletzt werden, dass solches Tun noch ganz besonders unter den Schutz der Vorsehung gestellt wird, ist doch nur der allerdings aufs höchste gesteigerte Ausdruck einer Gesinnung, welche diejenige der Christenheit überhaupt ist. Der Unterschied besteht lediglich darin, dass die einen mit grosser Gewissenhaftigkeit die Form und den Schein des Christentums wahren, währenddem die andern auch darauf verzichten und vielleicht gar des Glaubens sind, dass auf einem am Palmsonntag oder Karfreitag unternommenen Einbruch in ein friedliches Land ein ganz besonderer Segen liegen müsse. Die heutige Auffassung des Christentums, welche sich schon längst daran gewöhnt hat, alle Fahnen und Waffen zu segnen, legt solchem Glauben nichts in den Weg. Und dazu soll man den

«Während dieser Institution im verflossenen Fiskaljahr, das am 1. Juli endete, 1456 Rechtsbrecher eingeliefert erhielt, sind, wie aus einer heute veröffentlichten Uebersicht hervorgeht, nur drei Sünder unter ihnen, die nicht an ein Jenseits glauben.

Alle haben es am Respekt gegenüber dem Gesetz fehlen lassen, aber sehr wenige davon sind ungläubig. Die bei ihrer Einlieferung geäusserten Ansichten liessen nur drei Atheisten feststellen. Daneben waren:

1 Mohammedaner
1 Spiritist
18 Christian Science
170 Hebräer
552 Protestanten
711 Katholiken

Total 1456.»

Aus dieser Zusammenstellung, die wir dem «The Truth Seeker» (New York) Vol. 65, Nr. 20 vom November 1938, entnehmen, geht wieder einmal mehr der erzieherische Wert der alleinseligmachenden Kirche hervor. Aber eben, wenn die Sünden im Beichtstuhl und durch klingende Münze vergeben werden, der nimmt es damit nicht mehr tragisch und verliert leicht die Grenze zwischen jenen Sünden, für die man im Beichtstuhl büsst und jenen, die in Sing-Sing vergeben werden.